

Helen will nicht heiraten

Schluß in Hersfeld

Es war ein Kondolenzbesuch, den die Freunde Carl Randt machten. Carl Randt ist der Oberspielleiter der Abteilung Hersfeld des Kasseler Staatstheaters, und diese Filiale beschloß mit der deutschen Uraufführung von Williams „Why marry?“ ihre Abende.

Der Amerikaner Jesse Lynch Williams, der Autor von „Why marry?“ (Warum heiraten?), 1871 geboren, 1929 gestorben, war Reporter, Schriftsteller und Chefredakteur bekannter Magazine und Tageszeitungen. Er hatte eine glückliche Hand, häusliche Probleme zu dramatisieren. Als er seinen Roman über die Emanzipation der Frau zu einer Komödie, eben „Why marry?“, umgearbeitet hatte, bekam er den Pulitzer-Preis. Das war 1917.

Es ist eine lebendige und herz-erfrischende Tragikomödie, und der Autor spricht sich darin gegen das Heiraten aus. Dies schließt nicht aus, daß er selbst glücklich verheiratet war und drei Kinder hatte. Es schloß ferner nicht aus, daß die beiden Hersfelder Hauptdarsteller, Hildburg Frese und Rolf Mamerro, acht Tage vor der Aufführung zwischen den Proben zum Standesamt gingen.

„Warum heiraten?“ fragt die Helen des Stückes. Eine Ehe, sagt sie, würde finanzielle Belastungen, die Teilung zwischen Retorte und Kochtopf, die Vernachlässigung der geliebten Wissenschaften bedeuten. Helen ist „modern“, sie entscheidet sich für die freie Liebe.

Sie hat dabei ihre Familie vergessen, in der man durchaus anderer Ansicht ist. Auch der Mann, auf den es ankommt, hat in dieser Sache eine gar nicht revolutionäre, sondern ganz herkömmliche Meinung. Es bedarf erst eines komplizierten Komplotts, bevor die Rechnung aufgeht.

Das ist die Substanz, die aus dem alles verwirrenden Dreiakter übrigbleibt. Die Regie Carl Randts hat dem Stück die 30jährigen Falten ausgebügelt. Williams hat gewandt und rücksichtslos offen den Finger auf soziale Zustände unter den Geisteswissenschaftlern gelegt. Die Sympathien aller normalverbrauchenden Geistesarbeiter sind mit ihm.

KUNST

Geliebte der 27 Sinne

Kompositionen aus Altmaterial

Die Zeitungen machten kein sonderlich bemerkenswertes - feuilletonistisches Aufheben. Manche brachten die aus London gekommene Nachricht, daß dort der aus Deutschland emigrierte Maler Kurt Schwitters gestorben sei, im gleichgültigen Nonpareille, nur wenige flochten aus Erinnerungen den vergänglichen Immortellenkranz eines kurzen Gedenkartikels. Und Kurt Schwitters war doch einmal ein vielberedeter Mann.

Das war um die Zeit, da „der Sturm“ am üppigsten blühte. „Der Sturm“ war die von Herwarth Walden in Berlin gegründete Kunstbewegung, die die Abstrakten propagierte und jedem Experimentator unter den bildenden Künstlern offenstand.

Hier trat zu Anfang der 20er Jahre eines Abends vor einem an Zahl bescheidenen Publikum von Berliner Bohémiens und solchen, die es werden wollten, ein bescheidener junger Mann auf. Er hatte



Eigene Ideen über Architektur
Kurt Schwitters' Atelier

ein unschuldiges Pennälergesicht, aber er trug aus einem dünnen blauen Oktavheftchen, das man in der Schule zum Vokabelneintragen gebraucht, Gedichte vor. Eigene natürlich.

Eins fing an: „Glant zersieden Zeterzacken / Rieselbäume schiffen grinsen Blumen / Lenzen duftet Fackeln loh.“

Die Konsonanten wurden spitz herausgezischt, daß es nur so s-pritzte, die Vokale geschrien, als ob sie explodierten. Das Publikum saß leicht angedonnert und ängstlich interessiert da.

Dieser junge Mann war Kurt Schwitters, der sich gelegentlich wie er als Kind schon getan hatte, Kuwitters nannte. Er stammte aus Hannover.

Er war der Verfasser des von Paul Steegemann, dem tolldreisten, wagelustigen Hannoverschen Verleger der 20er Jahre, mit beachtlichem Reklamegeschick herausgebrachten Buches „Anna Blume“. Es begann folgendermaßen: „O du Geliebte meiner siebenundzwanzig Sinne, ich liebe dir! — Du deiner dich dir, ich dir, du mir. — Wir?“



Warum nur mit Farbe malen?
„Abstrakte Konstruktion“ von Kuwitters

Er machte Gedichte, die nur aus Zahlen bestanden. Oder aus einem einzigen Wort, das deklinatorisch und graphisch abgewandelt wurde. Da schrie er dann plötzlich „Wand“ oder „Acht“, daß alles zusammenfuhr.

Es war die Zeit des Dadaismus. Aber Kuwitters legte Wert darauf, kein Dadaist zu sein. Er war für sich allein.

Eines Tages erfand er „Merz“. Merz schuf Vorstudien zur kollektiven Weltgestaltung, zum allgemeinen Stil, Merzbilder. Sie wurden, „Abstrakte Kompositionen“, ebenfalls bei Walden ausgestellt (und sogar gekauft, selbst von Museen). Sie bestanden aus vielerlei. Zunächst aus einem Rahmen und Hintergrund. Auf dem Hintergrund war allerlei montiert: Zeitungsblätter, Straßenbahnbillets, Holzklötze, Knöpfe, verrostete Sprungfedern, Garderobenmarken, Blechdosen, Glassplitter.

„Diese Gegenstände“, hieß es in einem Kommentar, „verlieren durch Wertung gegeneinander ihren individuellen Charakter, werden entmaterialisiert. Das Bild ist ein in sich ruhendes Kunstwerk. Es bezieht sich nicht nach außen hin.“

Kuwitters fühlte sich außerstande, etwas wegzuerwerfen. Auf dem Dachboden seiner Eltern hatte er das Material zu künftigen Bildern sorglich in besondere Fächer geordnet. Klebebilder vertraten bei ihm die Stelle von Aquarellen. Sie waren mit weit mehr Ueberlegung komponiert als Aquarelle gemeinhin. „Wo steht geschrieben“, pflegte er zu sagen, „daß man nur mit Farbe malen darf?“

Kuwitters war besonders gegen die Lehre, die Kunst müsse „erheben“. Er hatte auch über Architektur seine eigenen Ideen. „Ist ein Raum“, hieß es in der Zeitschrift „Merz“, „gut balanciert, so stört der eintretende Mensch das künstlerische Gleichgewicht. Die heutige Architektur berücksichtigt zu wenig, daß Menschen durch ihre Anwesenheit ein Zimmer verändern. Ich rege an, Gewichte zu schaffen, die durch Betreten eines Raumes mechanisch aus- und eingeschaltet werden, um den Menschen ins absolute Gleichgewicht zu bringen.“

Er war sonst in keiner Weise extravagant. Er trank kaum, lebte mäßig, hatte Weib und Kind. War immer bescheiden, beinahe unscheinbar. Gelegentlich verspielt und sanft absonderlich. Aber für jede Verspieltheit hatte er eine überraschend verständige Begründung bei der Hand, warum das so sein müsse.

Später hat er, um leben zu können, für eine Fabrik Reklameplakate gemacht. Sehr gelungene übrigens.

FILM

Kino im Kassenraum

Eine Art Bilderbuch

Eine Malerleiter stand noch vor dem gläsernen, von Scheinwerfern unerbittlich angestrahlten Kassenhäuschen. Man war noch immer nicht ganz fertig. Dabei hatte man das neue Uraufführungskino „Studio“, das vierte, das die Eagle-Lion jetzt am Kurfürstendamms hat, eigentlich schon Weihnachten eröffnen wollen.

Nicht nur die Verzögerung ist ein Symptom der Zeit, auch der Grundriß des Theaters. Es ist der geschickt ausgebaut Kassenraum des alten „Luxor-Palastes“ (noch früher „Universum“), einst eines der größten und schönsten Berliner Kinos,

das der Architekt Erich Mendelssohn Ende der zwanzig Jahre baute.

Gleich hinter der Leinwand des Theaters, dessen Direktion hochfliegende Kabarett- und Nachtvorstellungspläne hat, liegt das, was früher ein riesenhafter Zuschauerraum war und heute eine Ruine ist. Man will es wieder aufbauen, wenn es mit dem Berliner Aufstieg weiter so flott vorwärtsgeht.

Modisch und selbstsicher schritt Film-Bonvivant Erich Fiedler durch die Parktreihen, begrüßte die Gäste, ein Gläschen 32prozentigen Zuteilungsschnapses in der Hand, und lehrte es auf Wohl und Gedeihen des Hauses. Das roch noch sehr nach frischem Schwarzmarktmörtel. Es war auch ein bißchen fußkalt, und der übersteuerte Ton schepperte noch etwas hohl in dem fast kreisrunden und übermäßig hohen Raum.

Das „Studio“ eröffnete mit „Nicholas Nickleby“ nach Charles Dickens. Es zeigte sich wieder, daß Dickens-Romane eine verlockende, aber auch trügerische Drehbuchgrundlage sind, und daß ihre überreiche Figurenwelt, aus dem Wort, aus der Erzählkunst heraus entwickelt, sich nicht einfach in 2000 m Zelluloidband erfassen läßt.

Wenn man sich mit dem Abspulen der Romanhandlung so beeilen will, kommt die vereinfachende Schwarz-Weiß-Manier des Sitterrichters Dickens zum Vorschein: Schneeweiß-strahlend der Neffe Nickleby, der den Schultyrannen Squeeres verprügelt, ebenso die Nichte, der ein dekadenter Tunichtgut von Lord nachstellt. Rabenschwarz der Onkel (Sir Cedric Hardwicke mimt den heuchlerischen Bösewicht). Die Tugendhaften sind weniger einprägsam, bis auf Bernard Miles, dem Darsteller knorrig-ländlicher Rechtschaffenheit.

Der Regisseur ist Cavalcanti, ein Mann, der vor 20 Jahren in Paris kühne Experimente mit Kulturfilmern und surrealistischen Spielfilmern machte. Er hat der Dickens-Welt auch nicht das eigentlich Filmische abringen können. Es ist nur eine Art Bilderbuch entstanden.

Susanne geteilt durch vier

Unter ganz feinen Leuten

Die Motion Picture Export Association (Germany) Inc. gab für den künstlerischen Verzehr in Deutschland „Oh, Susanne!“ frei, „The Affairs of Susan“. Dies ist ein Film aus der Gattung, welche die Amerikaner zur höchsten Perfektion brachten: die grobe Posse unter ganz feinen Leuten mit todschicken Cocktail-Parties, gobelingeschmückten Appartements und für alle mondänen Zwischenfälle geschulten Kammerzofen.

„Oh, Susanne!“ nimmt allerdings auch den Anlauf zu einer schmunzelnden psychologischen Komödie. Aber der Film kommt nicht über die Hürden, er weicht ihnen aus, in vereinfachende Situationskomik.

Ein intelligenter Mann in gehobener Stellung findet eine bezaubernde Frau und will sie heiraten. Er versammelt die Männer um sich, die in ihrem Leben etwas bedeutet haben, um sich einen Rat für ihre Behandlung zu holen. Und siehe; die drei haben jeder eine ganz andere Frau gekannt.

Der erste machte aus dem ländlichen Dummen einen Broadway-Star, der überall durch seine übertriebene Wahrhaftigkeit aneckte. Der zweite lernte einen vergnügungssüchtigen Schmetterling kennen, der dritte eine bildungs- und reformeifrige Intellektuelle.



Der Erste wird der Vierte sein
Joan Fontaine und George Brent

Weshalb die reizvolle Joan Fontaine sich so verändert (und sie macht es entzückend), das erfährt man nicht. Zum Schluß kriegt sie nicht der besonnene Einsamler von Ratschlägen, sondern ihr erster Mann und Regisseur (George Brent).

Es liegt ein vortrefflicher, wenn auch nicht ganz neuer Komödienstoff vor. Der Regisseur William Seiter jedoch bevorzugt für das, was sich hier in der Rahmenhandlung und in den Ueberblendungen zu trägt, die burlesk-komischen Wirkungen: Steaks brennen in der Junggesellenküche an, und Belleidsversicherungen werden falsch angebracht, wobei im Hintergrund einer eifrig gestikuliert.

Die musikalische Untermalung stammt von Friedrich Holländer, den Berlinern noch in bester Erinnerung. Leitmotivisch schlingt sich der Schlager von der munteren Suzy um das Ganze.

Das auf Hochglanz polierte Milieu, der schlagfertige Dialog und der vergnügte Uebermut des Ganzen erfreut die Berliner, obwohl oder vielleicht weil das alles so himmelweit vom Nollendorfsplatz entfernt liegt.

MEDIZIN

Stäbchenform gefährlich

Spezificum von Brehmer

Die Pariser Sache mit Lorenz ist geplätzt. Nicht mit dem Effekt und Glanz einer großartigen Rakete, sondern eher wie eine Seifenblase, jedenfalls, was den Doktor Lorenz selbst angeht. Dieser „Doktor“, in Paris als Entdecker und Besieger des Krebsregens vorgestellt, hat sich als der schlichte Dolmetscher Friedrich Lorenz entpuppt.

In Paris hatte er sich auf seinen angeblich von den Russen verschleppten „Lehrmeister“ Dr. Wilhelm von Brehmer berufen. Seine Beziehungen zu Dr. von Brehmer bestanden darin, daß er für ihn als Dolmetscher und Einkäufer tätig gewesen ist. Sein Zimmer 146 im Institut in Villejuif (s. SPIEGEL Nr. 7) hat Lorenz in-

zwischen mit einem weniger komfortablen Raum vertauscht. Mit einer Gefängniszelle in der französischen Besatzungszone.

Diese Umgebung hat für den falschen Biologen nicht den Reiz des Neuen. Bereits im vergangenen Sommer war er auf Anzeige Dr. von Brehmers in der britischen Zone inhaftiert worden. Er hatte dessen Institut und Privatwohnung in Berlin ausgeplündert und mit einigen Litern Serum das Weite gesucht.

Vorläufig wieder entlassen, hätte sich Lorenz der ihm auferlegten Meldepflicht durch schleunige Abreise in die französische Zone entzogen. Von dort gelangte er nach Paris.

Mit dem entwendeten Serum konnte Lorenz dort auch Heilerfolge erzielen. Seine Hoffnungen, das Pariser Leben fortsetzen zu können, wurden indessen zu nichts gemacht, als sein „Lehrmeister“ von Hamburg aus eingriff.

Der 65jährige Dr. von Brehmer setzt hier seit eineinhalb Jahren seine Arbeiten in einem eigenen Laboratorium fort. Wilhelm von Brehmer forscht schon seit 20 Jahren dem bisher ungelösten Rätsel der Geschwulstkrankheiten nach.

1934 stellte er die These auf, daß der Krebsvirus das unsichtbare Stadium von Mikroformen, der Siphonospora polymorpha, ist. Dieser von Brehmer entdeckte Blutparasit entwickelt sich in den roten Blutkörperchen und zerstört sie. Erst der Brehmerschen Spezialfärbemethode gelang es, die Siphonospora sichtbar zu machen.

Bei der Siphonospora-Infektion handelt es sich nach Brehmer um eine Infektion, die durch die Ernährung, besonders durch Fleischnahrung, den Körper befällt. Die Infektion muß nicht, aber sie kann zu bösartigen Geschwulsten führen. Dabei spielt das Problem der Wasserstoff-Ionen-Konzentration (p H — Wert des Blutes) eine große Rolle. Wenn dieser Wert zu alkalisch wird und der Parasit durch einen zerstörten Zellkomplex aus der Blutbahn in das Gewebe übertritt, liegt Krebsgefahr vor.

Manche der mehrgestaltigen Siphonospora verursachen in den Gewebezellen gutartige Tumore. Die Stäbchenform jedoch befällt den Zellkern und veranlaßt ihn durch Reize zu pathologischer Teilung.

1941 gab von Brehmer seine Forschungen mit der Herstellung eines Heilserums, des „Spezifikum von Brehmer“, bekannt, das sich inzwischen bewährte. Doch seine allgemeine Anerkennung zögerte sich hinaus. Dr. von Brehmer macht dafür den Krieg und die Unfähigkeit der Gesundheitsbehörden des „Dritten Reiches“ verantwortlich.

Als Mitglied der Biologischen Reichsanstalt in Berlin-Dahlem 1934 von Hindenburg zum Regierungsrat ernannt, lehnte der Beamte von Brehmer den Eintritt in die NSDAP ab. Ein Publikationsverbot verurteilte ihn 1936 zum Schweigen. Im selben Jahre verhinderte ihn der Paßentzug daran, auf dem zweiten Internationalen Krebskongreß in Brüssel das Hauptreferat zu übernehmen.

Die Forschungsergebnisse des Apothekers und Biologen Dr. phil. Wilhelm von Brehmer liegen jetzt den Dekanen der medizinischen Fakultäten und den ausländischen Akademien der Wissenschaft vor. Dr. von Brehmer ist ungehalten darüber, daß durch den Fall Lorenz seine Forschungsergebnisse von der stillen Hochschule der wissenschaftlichen Diskussion in die lauten Bereiche der öffentlichen Aufmerksamkeit geraten sind.